

Leitartikel

Martina
Blasberg-Kuhnke

„Wir sind
umgeben von
Biographien“

Lebensgeschichten
im Gemeindeprozeß

„Wie geht's Ihnen denn heute? Bei der Hitze ist es doch ganz schön beschwerlich! Ich hatte, als ich mit meinem Ersten schwanger war, schrecklich unter der Sommerhitze zu leiden, immer dicke Füße, und Luft kriegte ich auch keine. Aber wenn man dann das Kind im Arm hat . . .“ Ein kurzes Gespräch auf dem Weg ins Gemeindehaus, wo sonntags, nach dem Gottesdienst, immer das Gemeindecafé stattfindet. Obleich ich schon seit etlichen Jahren in unserer Gemeinde lebe, viele Gemeindeglieder gut und persönlich kenne, habe ich während meiner Schwangerschaft viele Menschen, vor allem Frauen, der verschiedenen Generationen noch einmal von einer ganz anderen Seite kennengelernt. Ein Ausschnitt aus der Biographie vieler Frauen, ihre Schwangerschaften, wurde erinnernd wachgerufen und rekonstruiert angesichts dieses tiefen Ereignisses in meiner Lebensgeschichte. Dabei sind mir Frauen nähergerückt, die ich bis dahin kaum wahrgenommen oder anders gesehen hatte; umgekehrt war ich einigen der Familienfrauen nicht mehr so fremd, mit meiner Arbeit als Theologin an einer Universität. Die Überschneidung unserer Biographien durch das gemeinsame Erleben, ein Kind zu erwarten und Mutter zu werden, eröffnete vorher so nicht dagewesene Möglichkeiten der Verständigung. Zugleich ist mir hautnah deutlich geworden: Wir sind umgeben von Biographien, von Lebensgeschichten, die allerdings mehr oder (meistens) weniger Chancen haben, kommuniziert werden zu können. Müßten christliche Gemeinden, die durch Koinonia doch erst wesentlich zu sich selbst kommen, nicht Orte sein, an denen Menschen einander ihr Leben erzählen und dabei auch über ihren Glauben sprechen? Statt diese Frage vorschnell zu bejahen, sei auf einige Aspekte der Biographieforschung und des biographischen Erzählens anhand der Gesprächsnotiz vom Anfang aufmerksam gemacht, Aspekte, die in diesem Themenheft aufgegriffen und vertieft behandelt werden. Zunächst läßt die kleine Szene nach dem Sinn oder Unsinn der Rede von „Normalbiographien“ fragen. Sicher, in der Mehrzahl weiblicher Lebensgeschichten kommen eine oder mehrere Schwangerschaften vor, und die Verständigung zwischen der älteren Frau und mir kam zuerst nur aufgrund dieses gemeinsamen lebensgeschichtlichen Ereignisses zustande; sobald aber ein Gespräch daraus wurde, mit Antwort und Gegenrede, zeigte sich

Sinn und Unsinn
der Rede von
„Normalbiographien“

hier, wie in jedem anderen Gespräch auch, daß das subjektive Erleben und die Bedeutung, die dem Ereignis beigemessen wird, jeweils stark differiert. Ich habe viele Schwangerschaftsgeschichten gehört, aber keine zwei decken sich auch nur annähernd, nicht einmal die, die eine einzige Frau bei ihren verschiedenen Schwangerschaften erlebt, ja sogar wenn es um ein und dieselbe Schwangerschaft geht, ändert sich das subjektive Erleben von Tag zu Tag und das auch, ohne daß „objektive“ medizinische etc. Gründe dafür vorlägen.

Die Rede von Normalbiographien macht auf die Chance aufmerksam, immer wieder diesen Gemeinsamkeiten pastoral nachzugehen und Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen, die ein biographisches Ereignis miteinander teilen. Hin und wieder finden sich entsprechende pastorale Ansätze, so etwa wenn Taufgespräche auch von in der Gemeinde engagierten Eltern geführt werden, die selbst ein Kind haben taufen lassen, oder wenn Gesprächskreise von einem kritischen Lebensereignis Betroffener in Selbsthilfe die eigenen Erfahrungen aufarbeiten, etwa den Verlust eines Lebenspartners oder die Pflege hilfsbedürftiger Angehöriger. Die Rede von Normalbiographien birgt aber auch eine Gefahr, die Verschiedenheit, die Einzigartigkeit und die Ungleichzeitigkeit vermeintlich „normaler“ lebensgeschichtlicher Ereignisse zu verdecken. Eine Schwangerschaft und eine Geburt sind nie „normal“, nur weil mehr als die Hälfte aller Frauen mindestens einmal in ihrem Leben diese Erfahrung macht. Für Pfarrer und andere pastorale MitarbeiterInnen bedeutet das, auch angesichts der regelmäßigen Wiederholung und Häufung von Heiraten, Geburten, Ehejubiläen, Beerdigungen etc. das Gespür für die Bedeutsamkeit eines solchen Ereignisses im Leben der Beteiligten zu bewahren. Ein hoher ethischer und spiritueller Anspruch an pastorales Handeln in der Begleitung signifikanter Lebensereignisse.

Die für die Biographieforschung so hilfreiche Arbeit mit „Normalbiographien“ – das heißt, dem Aufweis einer Reihenfolge von biographischen Stadien und Ereignissen in zeitlicher Abfolge – hat ein Weiteres gezeigt: Es gibt generationenspezifische Verschiebungen dessen, was in einem Lebenslauf vermutlich an solchen Phasen und Einschnitten zu erwarten ist. So verschieben sich etwa die Zeitspannen, in denen „normalerweise“ junge Frauen und Männer die Ehe eingehen, ebenso die, in der das erste Kind geboren wird, die Dauer und Kontinuität der Schulbildung und Berufsarbeit etc. Es treten „Kohorteneffekte“ auf; sie verknüpfen biographische Stadien und

Ereignisse mit zeitgeschichtlichen, politischen, kulturellen und religiösen Umständen. Kinder zu bekommen, heißt eben in jeder Generation etwas anderes, aufgrund der Zeitumstände, unter denen junge Frauen und Männer sich für ein Kind entscheiden. Manche der biographischen Erzählungen von älteren Frauen sind mir gerade aufgrund dieser Verbindung von Zeit- und individueller Lebensgeschichte sehr nahegegangen. Eine liebenswerte ältere Frau aus unserer Gemeinde, die mir davon erzählte, wie sie ein Kind verloren hat, weil kurz nach dem Krieg die medizinischen Möglichkeiten für sie nicht zugänglich waren, die ihren Kleinen gerettet hätten; andere, die davon erzählten, wie sie allein ihre Kleinkinder durch Krieg und Nachkriegszeit gebracht haben, wieder eine andere, die mitten im Bombenhagel ihr jüngstes Kind zur Welt gebracht hat, nachdem der Mann schon tot war. Aber durchaus nicht nur traurig-dramatische Geschichten, sondern auch erfreulich-heitere, wie die, in der Nachbarn einer mittellosen jungen Mutter die Babygarderobe zusammengesammelt haben, und die, in der das Baby zuerst in einer Schublade geschlafen hat, weil es keinen Stubenwagen gab, Geschichten von Phantasie und Einfallsreichtum und von spontaner Solidarität. Jede und jeder kennt solche Geschichten; sie erinnern und erzählen zu dürfen, bedeutet gerade für Ältere viel. Sie in einer Gemeinde erzählen zu können, heißt zudem, sie situativ passend erzählen zu können, denen nämlich, die an dem Thema aus biographischer Betroffenheit interessiert sind, und solchen, die die Geschichte nicht schon diverse Male gehört haben, wie oft die eigenen Verwandten, bedeutet vor allem viel für die wachsende Zahl derer, die kaum oder keine Angehörigen haben.

Keine Geschichten für den Seelsorger?

Auffällig war für mich auch, daß die Frauen mir ihre „Kinder“-Geschichten erzählt haben, dem Seelsorger hingegen nicht. Eine erklärte dazu: „Solche Frauensachen, die interessieren den Herrn Pastor doch nicht!“ Aus dieser Bemerkung läßt sich zweierlei schließen: Zum einen bewerten gerade viele (ältere) Frauen ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen als „nicht so wichtig“ für andere, besonders nicht für Männer, zum anderen spricht sich darin aber auch eine Frauensolidarität aus gemeinsamer Erfahrung aus. Wenn in der Pastoral damit zu rechnen ist, daß viele Lebensgeschichten den Seelsorgern gar nicht erzählt werden, weil sie sie vermeintlich nicht interessieren – eine Einschätzung, die sicher am Selbstverständnis vieler Seelsorger vorbeigeht –, fragt sich, welche Chancen Menschen haben, mit ihrer Biographie in einer Gemeinde wirklich vorzukommen. Anläß-

Ermutigten,
Lebensgeschichten
zu erzählen

lich der sogenannten Kasualien werden Lebensgeschichten erzählt; die Betroffenen, etwa trauernde Angehörige, können sich beim Trauerbesuch des Pfarrers einigermaßen sicher sein, daß es um den Verstorbenen, um ihre Geschichte mit ihm und um ihre Trauer geht. Aber was ist mit jenen Phasen und Ereignissen, die nicht regelmäßig pastoral begleitet werden, wie unser Beispiel der Schwangerschaft?

Gemeinden nehmen ihre Martyria-Funktion gerade auch dort wahr, wo Menschen ermutigt werden, ihre Lebensgeschichten zu erzählen. Viele der Frauengeschichten um Schwangerschaft, Geburt und Mutterwerden waren nicht nur Lebenszeugnisse, sondern zugleich Glaubenszeugnisse. Die Deutung, die den eigenen Erfahrungen beigemessen wird, die Erfahrung etwa, wie nahe sich manche Frauen bei der Geburt Gott, dem Schöpfer gefühlt haben, die Weise, wie eine Frau vom Verlust ihres Kindes erzählte und davon, wie sie mit diesem Verlust zu leben gelernt hat, im Vertrauen, daß ihr Kind nicht verloren, sondern geborgen ist in Gott – immer wieder wurden Lebens- als Glaubensgeschichten erzählt, biographische Deutungen aus Glauben vorgenommen. Gerade in den Geschichten Älterer schwang nicht selten die Erfahrung des Beters von Psalm 71 mit: „Gott, du hast mich gelehrt von Jugend auf, und noch heute verkünde ich dein wunderbares Walten“ (Ps 71, 17). Gott als Begleiter des Lebens mit seinen Höhen und Tiefen, Gott als Lehrer, der mitgehende Gott – hier tritt ein Gottesbild hervor, das viele erzählte Biographien bezeugen. Sie helfen gleichzeitig den Zuhörenden, die angebotene Deutung für sich selbst zu befragen und nach ihrer Deutung eines bedeutsamen Lebensereignisses zu suchen. Biographisches Erzählen kann wechselseitiges Verstehen durch Verständigung über Biographien bzw. Ereignisse und Phasen in ihnen ermöglichen. In Gemeinden, in denen Menschen verschiedener Generationen aufeinandertreffen, bildet die intergenerationelle Verständigung dabei eine besondere Herausforderung. Ein Kind zu bekommen, heißt in jeder Generation etwas anderes; darauf ist schon aufmerksam gemacht worden. Mit den notwendig vorhandenen Unterschieden, die biographische Ereignisse aufgrund der gesellschaftlichen und sozialen Umstände, aber auch der intersubjektiven Differenz in der Annahme und Auseinandersetzung mit einem kritischen Lebensereignis oder seiner Deutung aufweisen, sind oft auch Hindernisse in der wechselseitigen Verständigung verbunden. Wenn angesichts einer lebensgeschichtlichen Situation erzählt wird, hat eine Seite meistens einen

Vorteil, den nämlich, die Situation, um die es geht, bereits erlebt und bestanden zu haben: Die Frauen, die ihre Schwangerschaften erinnert haben, hatten mir voraus, schon zu wissen, was alles geschehen kann, während ich „mitten drinsteckte“. In intergenerationellen Gesprächen passiert es immer wieder, daß Ältere ihre Erfahrungen zum Maßstab machen und Ratschläge erteilen: Ich habe unzählige erbetene, meist unerbetene Ratschläge bekommen, was eine werdende Mutter auf jeden Fall tun muß und was sie auf keinen Fall tun darf, und oft genug widersprachen sich diese auch noch. Gelingendes biographisches Erzählen braucht Takt auf beiden Seiten, die Bereitschaft, die eigenen Erfahrungen anzubieten, aber nicht aufzudrängen, und die Bereitschaft hinzuhören und dem Gehörten Gewicht zu belassen, auch dort, wo man sich sicher anders verhalten und entscheiden wird. Das gilt gerade für den Umgang mit den Deutungen, die mit biographischen Erzählungen verbunden sind. Wer von sich und dem eigenen Leben und sogar von seinem Glauben spricht, muß sicher sein können, daß das Gesagte akzeptierend gehört und behutsam behandelt wird, auch dann noch, wenn einem etwa theologisch „die Haare zu Berge stehen“.

Perspektivenwechsel

Eine überraschende Erfahrung, die biographisches Erzählen stets neu bereithält, ist die des Perspektivenwechsels: Eine alte, verwitwete Frau, leicht gehbehindert, tritt als junge Frau und Mutter entgegen. Wie unser Beispiel zeigt, geschieht biographisches Erzählen in Gemeinden (glücklicherweise) oft ungeplant. Wenn Gemeinden Erzählgemeinschaften aus gelebtem Leben und Glauben sein wollen, sollten gleichwohl Gelegenheiten wahrgenommen werden, „geplant“ erzählen zu lernen. Das kann anhand von literarischen Biographien geschehen, die eine Gruppe zusammen liest und als Anlaß versteht, die eigenen Geschichten dazuzuerzählen, das kann bei der Spurensuche nach der eigenen Geschichte der Gemeinde geschehen, die die Lebens- und Glaubensgeschichten vieler Gemeindeglieder birgt, das kann ausgelöst werden durch virulente politische, kirchliche oder religiöse Fragen, indem die Erfahrungen der Gemeindeglieder zuerst wechselseitig mitgeteilt werden, bevor Informationen von außen herangezogen werden. Im Alltag einer Gemeinde gibt es unzählige Gelegenheiten, einander mit den eigenen Biographien zu begegnen. Sie zu ermutigen, lohnt pastorale Aufmerksamkeit, denn wo Menschen mit ihrem gelebten Leben und Glauben vorkommen, zeigt sich, was wirklich trägt und hält, wovon, wofür und woraufhin gelebt wird, zeigt sich Glaube im Alltag.